



70. Band. Vierzigster Jahrgang. Oktober 1897—1898.
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 80. Mit Postzuschlag 3 M. 75.
Verleger: Ernst Schuber in Stuttgart.

Inhalt: Stechlin, Roman von Theodor Fontane (Fortsetzung). — Wahrheit, von Hans W. Gröninger. — Bilder aus Schwabens, von W. Meißner. — Eine Künstlerfahrt nach Ost-Ägypten, humoristische Erzählung von Kurt Gebers (Fortsetzung). — Die internationale Ausstellung für Arbeiterschutz in Zürich, von Richard Mulzow. — „Über Land und Meer“.

Photographien, von G. — Zu neuen Bildern. — Schab. — Sittentanz. — Trielmann. — Familien-Porträt. — **Abbildungen:** Das Anzengruber-Denkmal auf dem Wiener Centralfriedhof, modelliert von Johann Scherpe. — Der Kaiser-Wienertorso auf dem Gaudenzplatz in Wien, 25. September. — Strandbäder, nach dem Gemälde von E. Krabbe.

Bilder aus Silberbesteck, 8 Abbildungen. — Aus der VII. Internationalen Kunstausstellung in München 1897: Gerfallen, nach dem Gemälde von Adolf Schiller. — Der Ospitemarkt in Nürnberg. — Aus Zeit und Leben, Aus der VII. Internationalen Kunstausstellung in München 1897: Bild, Wismar, nach dem Gemälde von Professor Franz von Krauß.

Stechlin.

Roman

von

Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

Tante Adelheid hatte sich in Staat geworfen und ihre Karlsbader Granatbroche vorgelegt, die der alte Dubslav wegen der sieben mittelgroßen Steine, die einen größeren und hinfelzig vor-springenden umfanden, die „Sieben-Kurfürsten-Prose“ nannte. Der hohe, hagere Hals ließ die Domina noch größer und herrlicher erscheinen, als sie war, und rechtfertigte durchaus die brüderliche Malice: „Wickelfinder, wenn sie sie sehen, werden unruhig, und wenn sie zärtlich wird, fangen sie an zu schreien.“ Man sah ihr an, daß sie nur immer vorübergehend in einer höheren Gesellschaftsphäre gelebt hatte, sich trotzdem aber zeitweilig der angeborenen Jugendliebe zu diesen Streifen bewußt gewesen war. Daß man sie zu der Domina gemacht hatte, war nur zu billig. Sie verstand durchaus zu rechnen und anzuordnen und war nicht bloß von sehr gutem natürlichen Verstand, sondern unter Umständen auch voll Interesse für ganz bestimmte Personen und Dinge. Was aber, trotz solcher Vorzüge, den Verkehr mit ihr so schwer machte, das war die tiefe Prosa ihrer Natur, das märkisch Enge, das Mißtrauen gegen alles, was die Welt der Schönheit oder Freiheit auch nur streifte.

Sie erhob sich, als die drei Herren eintraten, und war gegen Ner und Czako aufs neue von verbindlichem Gegenkommen. „Ich muß Ihnen noch einmal aussprechen, meine Herren, wie sehr ich bedaure, Sie nur so kurze Zeit unter meinem Dache sehen zu dürfen.“

1898 (Bd. 79)



Aus der VII. Internationalen Kunstausstellung in München 1897:
Das Anzengruber-Denkmal auf dem Wiener Centralfriedhof.
Modelliert von Johann Scherpe.

„Du vergißt mich, liebe Tante.“ sagte Wolbemar. „Ich bleibe dir noch eine gute Weile. Mein Zug geht, glaub' ich, erst um neun. Und bis dahin erzähl' ich dir eine Welt und beichte.“

„Nein, nein, Wolbemar, nicht das. Erzählen sollst du recht viel. Und ich habe sogar Fragen auf dem Herzen. Du weißt wohl schon, welche. Aber nur nicht beichten. Schon das Wort macht mir ein Unbehagen. Es hat solchen katholischen Beigeschmack. Unser Rentmeister Sir hat recht, wenn er sagt: Beichte sei nichts, weil immer unehrlich, und es habe in Verlin — aber das sei nun freilich schon lange her — einen weltlichen gegeben, der habe den Beichtstuhl einen Sotansstuhl genannt. Das find' ich nun offenbar übertrieben und habe mich auch in diesem Sinne zu Sir geküßert. Aber andererseits freue ich mich doch aufrichtig, einem so mutig protestantischen Worte gelegentlich zu begegnen. Nur ist, was uns not thut. Ein fester Protestant, selbst wenn er schroff auftritt, ist mir immer eine Verstärkung, und ich darf ein gleiches Empfinden auch wohl bei Ihnen, Herr von Ner, voraussetzen.“

Ner verbeugte sich. Wolbemar aber sagte zu Czako: „Ja, Czako, da sehen Sie's. Sie sind nicht einmal genannt worden. Eine Domina — verzeih, Tante — bildet ein feines Untercheidungsvermögen aus.“

Die Tante lächelte gnädig und sagte: „Herr von Czako ist Offizier. Es giebt viele Wohnungen in meines Vaters Hause. Das aber muß ich aussprechen, der Unglaube wächst, und das Katholische wächst auch. Und das Katholische, das ist das Schlimmere. Obgleich ich schlimmer als Unglaube.“

11

„Gehst du darin nicht zu weit, liebe Tante?“
 „Nein, Woldemar. Sieh, der Unglaube, der ein Nichts ist, kann den lieben Gott nicht beleidigen; aber Götzenbiß beleidigt ihn. Du sollst keine andern Götter haben neben mir. Da steht es. Und nun gar der Papst in Rom, der ein Obergott sein will und unschulbar.“

Gzato, während Mer schwieg und nur seine Verbeugung wiederholte, kam auf die verwegene Idee, für Papst und Papsttum eine Lanze brechen zu wollen, eckelnd sich dieses Vorhabens aber, als er wahrnahm, daß die alte Dame ihr Dominagesicht auflegte. Das war aber nur eine rasch vorübergehende Wolke. Dann fuhr Tante Adelheid, das Thema wechselnd, in schnell wiedererwonnener guter Laune fort: „Ich habe die Fenster öffnen lassen. Aber auch jetzt noch, meine Herren, ist es ein wenig kühl. Das macht die niedrige Decke. Darf ich Sie vielleicht auffordern, noch eine Promenade durch unsern Garten zu machen? Unser Klostergarten ist eigentlich das Beste, was wir hier haben. Nur der unsers Rentmeisters ist noch gepflegter und größer und liegt auch am See. Rentmeister Sir, der hier alles zusammenhält, ist uns, wie in wirtschaftlichen Dingen, so auch namentlich in seinen Gartenanlagen, ein Vorbild; überhaupt ein charaktervoller Mann, und dabei treu wie Gold, trotzdem sein Gehalt klein ist und seine Nebennehmungen ganz unsicher in der Luft schweben. Ich hatte Sir denn auch bitten lassen, mit uns bei Tisch zu sein; er versteht so gut zu plaudern, gut und leicht, ja beinahe freiweg und doch immer durchaus diskret. Aber er ist dienstlich verhindert. Die Herren müssen sich also mit mir begnügen und mit einer unserer Stowen-tualinnen, einem mit lieben Fräulein, das immer munter und ausgelassen, aber dabei durchaus besonnen ist, ganz von jener schönen Heiterkeit, die man wohl bei denen findet, deren Glaube feste Wurzeln getrieben hat. Ein gut Gewissen ist das beste Anbelohnen. Damit hängt es wohl zusammen.“

Mer, an den sich diese Worte vorzugsweise gerichtet hatten, drückte wiederholt seine Zustimmung aus, während Gzato beklagte, daß Sir verhindert sei. „Solche Männer sprechen zu hören, die mit dem Volke Fühlung haben und genau wissen, wie's einerseits in den Schlössern, andererseits in den Hütten der Armut aussieht, das ist immer in hohem Maße fördernd und ein Erwas, auf das ich jederzeit ungern verzichte.“

Gleich darauf erhob man sich und ging in den Garten.

Der war von sehr ländlicher Art. Durch seine ganze Länge hin zog sich ein von Buchsbaumrabatten eingefasster Gang, neben dem links und rechts, in wohlgepflegten Beeten, Nittersporn und Stüdentenblumen blühten. Gerade in seiner Mitte weitete sich der sonst schmale Gang zu einem runden Platz aus, darauf eine große Glasugel stand, ganz an die Stacheln erinnernd, nur mit dem Unterschied, daß hier das eingelegte blaue Zinn fehlte. Beide Kugeln stammten natürlich aus der Glogtöner „grünen Dütte“. Weiterhin, ganz am Ausgange des Gartens, wurde man eines etwas schiefen Bretterzaunes ansichtig, mit einem alten Pflanzenbaum dahinter, dessen Hauptzweig aus dem Nachbargarten her in den der Domina herüberreichte.

Mer führte die Tante. Dann folgte Woldemar mit Hauptmann Gzato, weit genug ab von dem vorausgehenden Paar, um ungeniert miteinander sprechen zu können.

„Nun, Gzato,“ sagte Woldemar, „bleiben wir, wenn's sein kann, noch ein bißchen weiter zurück. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie gern ich in diesem Garten bin. Allen Ernstes. Ich habe hier nämlich als Junge hundertmal gespielt und in den Birnbäumen gelesen. Damals standen hier noch welche, hier links, wo jetzt die Mohrrübenbeete stehen. Ich mache mir nichts aus Mohrrüben, woraus ich schließe, daß wir heut welche zu Tisch kriegen. Wie gefällt Ihnen der Garten?“

„Ausgezeichnet. Es ist ja eigentlich ein Bauerngarten, aber doch mit viel Nittersporn drin. Und zu jedem Nittersporn gehört eine Stiefdame.“

„Nein, Gzato, nicht so. Sagen Sie mir ganz ernsthaft, ob Sie solche Gärten leiden können.“
 „Ich kann solche Gärten eigentlich nur leiden, wenn sie eine Kegelbahn haben. Und dieser hier ist

wie geschaffen dazu, lang und schmal. Alle unsere modernen Kegelbahnen sind zu kurz, wie früher alle Beeten zu kurz waren. Wenn die Kugel aufsteht, ist sie auch schon da, und der Bengel unten schiebt einen an mit „acht um den Ädnig“. Für mich fängt das Vergnügen erst an, wenn das Brett lang ist und man der Kugel anmerkt, sie möchte links oder rechts abirren, aber die eingeborene Gewalt zwingt sie zum Ansharren, zum Bleiben auf der rechten Bahn. Es hat was Symbolisches oder Pädagogisches, oder meinetwegen auch Politisches.“

Unter diesen Gesprächen waren sie, ganz nach unten hin, bis an die Stelle gekommen, wo der nachbarliche Pflanzenbaum seinen Zweig über den Zaun weitstrekte. Neben dem Zaun aber, in gleicher Linie mit ihm, stand eine grüngefärbte Pant, auf der, von dem Gezweig überdacht, eine Dame saß, mit einem kleinen runden Hut und einer Adlerfeder. Als sich die Herrschaften ihr näherten, erhob sie sich und schritt auf die Domina zu, dieser die Hand zu fassen; zugleich verneigte sie sich gegen die drei Herren.

„Glauben Sie mir,“ sagte Adelheid, „Sie mit meiner lieben Freundin, Fräulein von Schmargendorf, bekant zu machen. Hauptmann von Gzato, Ministerialassessor von Mer... Meinen Neffen, liebe Schmargendorf, kennen Sie ja.“

Adelheid, als sie so vorgefickt hatte, zog ihre kleine Uhr aus dem Gürtel hervor und sagte: „Wir haben noch zehn Minuten. Wenn es Ihnen recht ist, bleiben wir noch in Gottes freier Natur. Woldemar, führe meine liebe Freundin, oder lieber Sie, Herr Hauptmann, — Fräulein von Schmargendorf wird ohnehin Ihre Tischdame sein.“

Das Fräulein von Schmargendorf war klein und rüchlich, einige vierzig Jahre alt, von kurzem Hals und wenig Taille. Von den sieben Schönheiten, über die jede Coasistatier Verfügung haben soll, hatte sie, soweit sich ihr „Kredit“ feststellen ließ, nur die Wüste. Sie war sich dessen denn auch bewußt und trug immer dunkle Tuchkleider, mit einem Sammetbesatz oberhalb der Taille. Dieser Besatz bestand aus drei Dreiecken, deren Spitze nach unten lief. Sie war immer fidel, zunächst aus glücklicher Naturanlage, dann aber auch, weil sie mal gehört hatte: Fidelität erhalte jung. Ihr lag daran, jung zu sein, obwohl sie keinen rechten Augen mehr daraus ziehen konnte. Benachbarte Adlige gab es nicht, der Pastor war natürlich verheiratet und Sir auch. Und weiter nach unten ging es nicht.

Adelheid und Mer waren meist weit voraus, so daß man sich immer erst an der Glasugel traf, wenn das voranschreitende Paar schon wieder auf dem Rückwege war. Gzato grüßte dann jedesmal militärisch zur Domina hinüber.

Diese selbst war in einem Gespräch mit Mer fest engagiert und verhandelte mit ihm über ein bedrohliches Ueberhandnehmen des Selbstverwehens. Mer fühlte sich davon getroffen, da er selbst auf dem Punkte stand, Irzingianer zu werden; er war aber lebemann genug, um sich schnell zurecht zu finden und vor allem auf jede nachhaltige Beschimpfung der von Adelheid geäußerten Ansichten zu verzichten. Er lenkte geschickt in das Gebiet des allgemeinen Unglaubens ein, dabei — wie nach den von der Domina gethanen Aeußerungen einer vollen Zustimmung bezeugend. Ja, die Domina ging weiter, und sich abwechselnd auf die Apokalypse und dann wieder auf Sir berufend, betonte sie, daß wir am Anfang vom Ende ständen. Sir gehe freilich wohl etwas zu weit, wenn er eigentlich seinem Tage mehr so recht traue. Das seien nutzlose Beunruhigungen, weshalb sie denn auch in ihn gebrungen sei, entweder Abhand davon zu nehmen oder wenigstens alles nochmals zu prüfen. „Kein Zweifel,“ so schloß sie, „Sir ist für Rechnungsladen entschieden talentiert, aber ich habe ihn trotzdem sagen müssen, daß zwischen Rechnungen und Rechnungen doch immer noch ein Unterschied sei.“

Gzato hatte dem Fräulein von Schmargendorf den Arm gereicht; Woldemar, weil der Mittelgang zu schmal war, folgte wenige Schritte hinter dem Paar und trat nur immer da, wo der Weg sich erweiterte, vorübergehend an ihre Seite.

„Wie glücklich ich bin, Herr Hauptmann,“ sagte die Schmargendorf, „Ihre Partnerin zu sein, jetzt schon hier und dann später bei Tisch.“

Gzato verneigte sich.

„Und merkwürdig,“ fuhr sie fort, „daß gerade das Regiment Alexander immer so verunglückte Herren hat; einen Namensvetter von Ihnen, oder vielleicht war es auch Ihr älterer Herr Bruder, den hab' ich noch von einer Einquartierung in der Brigantik her ganz deutlich in Erinnerung, trotzdem es schon an die zwanzig Jahre ist oder mehr. Denn ich war damals noch blutjung und tanzte mit Ihrem Herrn Vater einen richtigen Madama, der um jene Zeit noch in Mode war, aber schon nicht mehr so recht. Und ich hab' auch noch den Namenszug und einen kleinen Vers von ihm in meinem Album: ‚Jegor von Baczo, Sekondelieutenant im Regiment Alexander.‘ Ja, Herr von Baczo, so kommt man wieder zusammen. Oder doch wenigstens mit einem Herrn desselben Namens.“

Gzato schwieg und nickte nur, weil er Wichtigstellungen überhaupt nicht liebte; Woldemar aber, der jedes Wort gehört und in Bezug auf solche Dinge kleinlicher dachte, wollte durchaus Aenebur schaffen und hat, das Fräulein darauf aufmerksam machen zu dürfen, daß der Herr, der den Besatz habe, sie zu führen, nicht ein Herr von Baczo, sondern ein Herr von Gzato sei.

Die kleine Mündliche geriet in eine momentane Berlegenheit, Gzato selbst aber kam ihr mit großer Courtoisie zu Hilfe.

„Lieber Stacheln,“ begann er, „ich beschwöre Sie um schonungslosigst Schoß lächliche Schutzwecken, kommen Sie doch nicht mit solchen Kleinigkeiten, die man jetzt ‚gläub' ich, Belletristen nennt. Wenigstens habe ich das Wort immer so überlegt. Gzato, Baczo, Baczo, Gzato, — wie kann man davon so viel Aufhebens machen. Name, wie Sie wissen, ist Schall und Rauch, siehe Goethe, und Sie werden sich doch nicht in Widerspruch mit dem bringen wollen. Dazu reicht es denn doch am Ende nicht aus.“

„Hilt.“

„Näherdem, ein Mann wie Sie, der es trotz seines Liberalismus fertig bringt, immer seinen alten Adel bis wenigstens dritter Kreuzzug zu betonen, ein Mann wie Sie sollte mir doch diese kleine Verwechslung erlich gönnen. Denn dieser mir in den Schoß gefallene ‚Baczo‘... Gott sei Dank, daß auch untereinander noch was in den Schoß fallen kann...“

„Hilt.“

„Denn dieser mir in den Schoß gefallene Baczo ist doch einfach eine Rang- und Standeserhöhung, ein richtiges Avancement. Die Baczos reichen bis Huf oder Ziska, und wenn es vielleicht Ungarn sind, bis auf die Sunyadis zurück, während der erste wirkliche Gzato noch keine zweihundert Jahre zählt. Und von diesem ersten wirklichen Gzato stammen wir doch natürlich ab. So wenigstens muß ich annehmen. Ehe es nicht einen wirklichen tatsächlichen Gzato gab, das heißt also einen steifen Hiltz mit Leder oder Wech beschlagen, eher kann es auch heute von Gzato gegeben haben; der Adel schreibt sich immer von solchen Dingen seiner Umgebung oder seines Vaters oder seiner Beschäftigung her. Wenn ich wirklich noch mal Lust verspüren sollte, mich standesgemäß zu verheiraten, so schieße ich vielleicht an der Jugendlichkeit meines Adels und werde mich dann dieser Stunde, die mich, wenn auch nur irrtümlich, auf einen Augenblick zu erheben trachtete, wehmütig fremdlich erinnern.“

Woldemar, seiner Philisterei sich bewußt werdend, zog sich wieder zurück, während die Schmargendorf treuherzig sagte: „Sie glauben also wirklich, Herr von... Herr Hauptmann... daß Sie von einem Gzato herkommen?“

„So weit solch, wie ich zugebe, merkwürdiges Spiel der Natur überhaupt möglich ist, bin ich fest davon durchdrungen.“

Zu diesem Moment, nach abermaliger Passierung des Platzes mit der Glasugel, erreichte das Paar die Pant unter dem Pflanzenbaumzweig. Die Schmargendorf hatte schon lange vorher nach zwei großen, dicht zusammenhängenden Pflanzen hinübergeblüht, und während sie jetzt ihre Hand danach ausstreckte, sagte sie: „Nun wollen wir aber ein Bielliechgen essen, Herr Hauptmann; wo, wie hier, zwei zusammenhängen, da ist immer ein Bielliechgen.“

„Eine Definition, der ich mich durchaus anschließe. Aber, mein gnädigstes Fräulein, wenn ich

vorklagen dürfte, mit dieser herrlichen Gabe Gottes bis zum Dessert zu warten. Das ist ja doch auch die eigentliche Zeit für Bittlesben.

„Nun, wie Sie wollen, Herr Hauptmann. Und ich werde diese zwei für uns aufheben. Aber diese dritte hier, die nicht mehr dazu gehört, die werd' ich essen. Ich esse so gern Pfämen. Und Sie werden sie mir auch gönnen.“

„Alles, alles. Eine Welt.“

Es schien, als ob sich Gzato weiter über dies Pfämenthema, namentlich auch über die sich darin bergenden Waagnisse verbreiten wollte, kam aber nicht dazu, weil eben jetzt ein Diener in weißen Baumwollhandschuhen, augenscheinlich eine Gelegenheitschöpfung, in der Ofsthür sichtbar wurde. Dies war das mit der Domina verabredete Zeichen, daß der Tisch gedeckt sei. Die Schmaragdendorf, ebenfalls eingeehnt in diese zu rathen Entschlüssen drängende Zeichensprache, bückte sich deshalb, um von einem der Gemüthebeere rasch noch ein großes Koblblatt abzubrechen, auf das sie sorglich die beiden rotzupfelfelten Pfämen legte. Gleich danach aber aufs neue Gzatos Arm nehmend, schritt sie, der Domina folgend, auf Hof und Flur und ganz zuletzt auf den Salon zu, der sich inzwischen in manchen Stüde verändert hatte, vor allem auch darin, daß neben dem Kamin eine zweite Skulpturalin stand, in dunkler Seide, mit Kopfschleifen und tiefliegenden, jedes Geheimnis aufschließenden Skataduningen, die in das Wesen aller Dinge einzubringen schienen.

„Ah, meine Liebste,“ sagte die Domina, auf diese zweite Skulpturalin zukreitend, „es freut mich herzlich, daß Sie sich, trotz Mirrine, noch herausgemacht haben; wir wären sonst ohne dritte Tischdame geblieben. Erlauben Sie mir vorzustellen: Herr von Rex, Herr von Gzato . . . Fräulein von Triglaff aus dem Hause Triglaff.“

Rex und Gzato verbeugten sich, während Wolde- mar, dem sie keine Fremde war, auf die Skulpturalin zuschritt, um ein Wort der Begrüßung an sie zu richten. Gzato, die Triglaff unwillkürlich musterte, war sofort von einer ihr interessierenden Ähnlichkeit betroffen und küsterte dem sein Monocle wiederholentlich in Angriff nehmenden Rex leise zu: „Krippehanel, weibliche Einie.“

Rex nickte.

Während dieser Vorstellung hatte der im Hintergrunde stehende Diener den oberen und unteren Thürriegel mit einer gewissen Orientierung zurückgezogen, und beide Flügel zu dem neben dem Salon gelegenen Speiszimmer thaten sich mit einer gewissen Feierlichkeit auf.

„Herr von Rex,“ sagte die Domina, „darf ich um Ihren Arm bitten.“

Und gleich danach traten alle drei Paare in den Nebenraum ein, auf dessen gollischer und nicht ohne Geschick hergerichteter Tafel zwei Blumenvasen und zwei silberne Doppelluchter standen. Der Diener aber hatte sich inzwischen am Büfett in Front einer Reihener Suppenterrine aufgestellt, und indem er den Deckel (mit einem abgestohlenen Engel obenau) abnahm, hing der Wrasen die Opferrauch in die Höhe.

VIII.

Tante Adelheid, wenn sich nichts geradezu Bestimmliches ereignete, war, von alten Zeiten her, eine gute Wirtin und besah neben andern auch jene Directoralangen, die bei Tische so viel bedeuten; aber eine Gabe besah sie nicht, die, das Gespräch, wie's in einem engsten Firtel doch sein sollte, zusammenzufassen. So zerfiel denn die kleine Tafelrunde von Anfang an in drei Gruppen, von denen eine, wiewohl nicht absolut schwermüthig, doch vorwiegend als Tafelornament wirkte. Dies war die Gruppe Woldeemar-Triglaff. Und das konnte nicht wohl anders sein. Die Triglaff, wie sich das bei Skatadengeschichten so häufig findet, vereinigte in sich den Ausdruck höchster Tiefinnigkeit mit einer im übrigen ganz ungewöhnlichen Annachung, und ein letzter Rest von Helle, der ihr geblieben sein mochte, war ihr durch eine stauende Triglaffvorstellung schließlich auch noch abhanden gekommen. Eine direkte Befehdens von dem gleichnamigen Wendegotte war freilich nicht nachzuweisen, aber doch auch nicht ausgeschlossen, und wenn dergleichen überhaupt vorkommen oder nach stiller Uebereinkunft auch nur

allgemein angenommen werden konnte, so war nicht abzusehen, warum gerade sie, die Triglaff, leer ausgehen oder auf solche Möglichkeit verzichten sollte. Dieser hochgepannten Adelsvorstellung entsprach denn auch das gereizte Gefühl, das sie gegen den Zweig des Hauses Thadden unterhielt, der sich (nach seinem pommerischen Gute Triglaff) Thadden-Triglaff nannte, — eine Zubenennung, die dieser einzig wirklichen Triglaff als ein Uebergriff oder doch mindestens als eine Beeinträchtigung ihrer selbst erschien. Woldeemar, der dies alles kannte, war dagegen gefeit und wußte seinerseits seit lange, wie zu verfahren sei, wenn ihm die Triglaff als Tischnachbarin zufiel. Er hatte sich für diesen Fall, der übrigens öfter eintrat als ihm lieb war, die Namen aller Skulpturalformen auswendig gelernt, die während seiner Kinderzeit hier im Kloster Wuy gelebt hatten und von denen er recht gut wußte, daß sie seit lange tot waren. Er begann aber trotzdem regelmäßig seine Fragen so zu stellen, als ob das Dasein dieser längst Abgeschiedenen immer noch einer Möglichkeit unterläge.

„Da war ja hier früher, mein gnädigstes Fräulein, eine Trachenhausen, Aurelle von Trachenhausen, und überfiedelte dann, wenn ich nicht irre, nach Kloster Zehndorf. Es würde mich lebhaft interessieren, in Erfahrung zu bringen, ob sie noch lebt oder ob sie vielleicht schon tot ist.“

Die Triglaff nickte.

Gzato, dieses Nicken beobachtend, sprach sich später gegen Rex dahin aus, daß das alles mit der Abnamung der Triglaff zusammenhänge. „Götzen niden bloß.“

Um vieles lebendiger waren Rede und Gegenrede zwischen Tante Adelheid und dem Ministerialassessor, und das Gespräch heider, das nur stillige Hebungfragen berührte, hatte durchaus den Charakter einer gemüthlichen, aber doch durch Ernst gewellten Synodalplauderei gehabt, wenn sich nicht die Gehalt des Rentmeisters Fir behändig eingebracht hätte, dieses Dominaprotoges, von dem Rex, unter Zurückhaltung seiner wahren Meinung, immer aufs neue versicherte, daß in diesem höchsten Beamten eine seltene Veranickung von Prinzipienstrenge mit Geschicksgente vorzuliegen liehene.

Das waren die zwei Paare, die den linken Flügel, beziehungsweise die Mitte des Tisches bildeten. Die beiden Hauptpaare waren aber doch Gzato und die Schmaragdendorf, die ganz nach rechts hin sahen, in Nähe der dicken Fenstergardinen aus Wollstoff, in deren Falten denn auch vieles verfang. In die Suppe hatte sich ein Fisch und an diesen ein Linsenpüree mit gebattem Schinken gereicht, und nun wurden gepöckte Nebuhnhügel in einer pikanten Sauce, die zugleich Stichengeheimnis der Domina war, herumgereicht. Gzato, trotzdem er schon den gebattem Schinken erheblich zugesprochen hatte, nahm ein zweites Mal auch von dem Nebuhngericht und fühlte das Bedürfnis, dies zu motivieren.

„Eine geeignete Gegend, Ihre Grafschaft hier,“ begann er. „Aber freilich heuer auch eine geeignete Jahreszeit. Western abend bei Dubschlaw von Stechlin Krammsvögelbrüste, heute bei Adelheid von Stechlin Nebuhnhügel.“

„Und was ziehen Sie vor?“ fragte die Schmaragdendorf.

„Im allgemeinen, mein gnädigstes Fräulein, ist die Frage wohl zu Gunsten ersterer entschieden. Aber hier ist doch möglicherweise der Ausnahmefall gegeben.“

„Warum ein Ausnahmefall?“

„Sie haben recht, eine solche Frage zu stellen. Und ich antworte, so gut ich kann. Nun denn, in Brust und Flügel . . .“

„Oh!“

„In Brust und Flügel schlummert, wie mir scheinen will, ein großartiger Gegenfah von hüben und drüben; es giebt nichts Diesseitigeres als Brust, und es giebt nichts Jenseitigeres als Flügel. Der Flügel trägt uns, erhebt uns. Und deshalb, trotz aller nach der andern Seite hin liegenden Verlockung, möchte ich alles, was Flügel heißt, höher stellen.“

Er hatte dies in einem möglichst gedämpften Tone gesprochen. Aber es war nicht nötig, weil die von links her ihm zunächst stehende Triglaff aus purem Hochgefühl ihr Ohr gegen alles, was gesprochen wurde, verschloß, und andererseits die Domina, nachdem der Diener allerlei kleine Spiz-

gläser herumgereicht hatte, ganz erschrocken mit einer Ansprache beschäftigt war.

„Lassen Sie mich Ihnen noch einmal aussprechen,“ sagte sie, „wie glücklich es mich macht, Sie in meinem Kloster begrüßen zu können. Herr von Rex, Herr von Gzato, Ihr Wohl.“

Man stieh an, die Schmaragdendorf etwas übermüthig, und nur die Triglaff mit einem Augenausdruck, als ob sich eben ein Kust vollzogen hätte. Rex dankte unmittelbar und sprach, als man sich wieder gefest hatte, seine Bewunderung über den schönen Wein aus. „Ich vermute Montefascone.“

„Kornheimer, Herr von Rex,“ sagte Adelheid in guter Stimmung, „eine Manguste höher. Nicht Montefascone, den wir allerdings unter meiner Amtsvorgängerin auch hier im Keller hatten, sondern Lacrimas Christi. Mein Bruder, der alles bemängelt, meinte freilich, als ich ihm davon vorsetzte, das passe nicht, das sei Begräbniswein, höchstens Wein für Eingewungenen, aber nicht für heitere Zusammenkünfte.“

„Ein Wort von eigenartiger Bedeutung, darin ich Ihren Herrn Bruder durchaus wiedererkenne.“

„Gewiß, Herr von Rex. Und ich bin mir bewußt, daß uns der Name gerade dieses Weines allerlei Rücksichten auferlegt. Aber wenn Sie sich vergegenwärtigen wollen, daß wir in einem Stift, einem Kloster sind . . . ich meine, der Ort, an dem wir leben, giebt uns doch auch eine Weibe.“

„Mein Zweifel. Und ich muß nachträglich die Bedenken Ihres Herrn Bruders als irrtümlich anerkennen. Aber wenn ich mich so ausdrücken darf, ein fleidbarer Irrtum . . . Ich das Wohl Ihres Herrn Bruders!“

Damit schloß das etwas difficile Zwiegespräch, dem alle mit einiger Verlegenheit gefolgt waren. Nur nicht die Schmaragdendorf. „Ah,“ sagte diese, während sie sich halb in den Vorhängen verdeckte, „wenn wir von dem Wein trinken, dann hören wir auch immer dieselbe Gefächte. Die Domina muß sich damals sehr über den alten Herrn von Stechlin geärgert haben. Und doch hat er eigentlich recht, wenn es auch bloß der Name ist, der so ernst und feierlich klingt. Es liegt doch was drin, das einem Christenmenschen zu denken giebt. Und gerade wenn man so recht vergnügt ist.“

„Darauf wollen wir anstoßen,“ sagte Gzato, völlig im Dunkeln lassend, ob er mehr den Christenmenschen oder den Ernst oder das Vergnügen meine. „Und überhaupt,“ fuhr die Schmaragdendorf fort, „die Weine mühten eigentlich alle anders heißen, oder wenigstens sehr viele.“

„Ganz meine Meinung, meine Gnädigste,“ sagte Gzato. „Da sind wirklich so manche . . . Man darf aber andererseits das Jartgefühl nicht überspannen. Will man das, so bringen wir uns um die reichsten Quellen eigentlicher Poesie. Da haben wir beispielsweise die Milch der Gresse, — zunächst ein durchaus unbeaunstantenwertes Wort. Aber alsobald — die Sprache liebt solche Spiele — treten mannigfache Fort- und Weiterbildungen an uns heran, und auch wir uns versehen, hat sich die ganz allgemeine Milch der Gresse in eine spezielle Weibfrauenmilch verwandelt. Weillässig das Besie, was sie thun kann.“

„Hilf . . . Ja, Weibfrauenmilch, die die trinten wir auch. Aber nur selten. Und es ist auch nicht der Name, woran ich eigentlich dachte.“

„Sicherlich nicht, meine Gnädigste. Denn wir haben eben noch andre, decidiertere, denen gegenüber nur das Neujahrs der französischen Aussprache bleibt.“

„Hilf . . . Ja, französisch, da geht es. Aber doch auch nicht immer, und jedesmal, wenn Rentmeister Fir unter Gast ist und die Triglaff die Flasche hin und her dreht (ich habe gesehen, daß sie sie dreimal herumdrehte), dann lacht Fir . . . Uebrigens sieht es so aus, als ob die Domina noch was auf dem Herzen hätte; sie macht ein so feierliches Gesicht. Oder vielleicht will sie auch bloß die Tafel aufheben.“

Und wirklich, es war so, wie die Schmaragdendorf vermutete. „Meine Herren,“ sagte die Domina, „da Sie zu meinem Leidwesen so früh fort wollen (wir haben nur noch wenig über eine Viertstunde), so geb' ich anheim, ob wir den Kaffee lieber in meinem Zimmer nehmen wollen oder draußen unter dem Holunderbaum.“

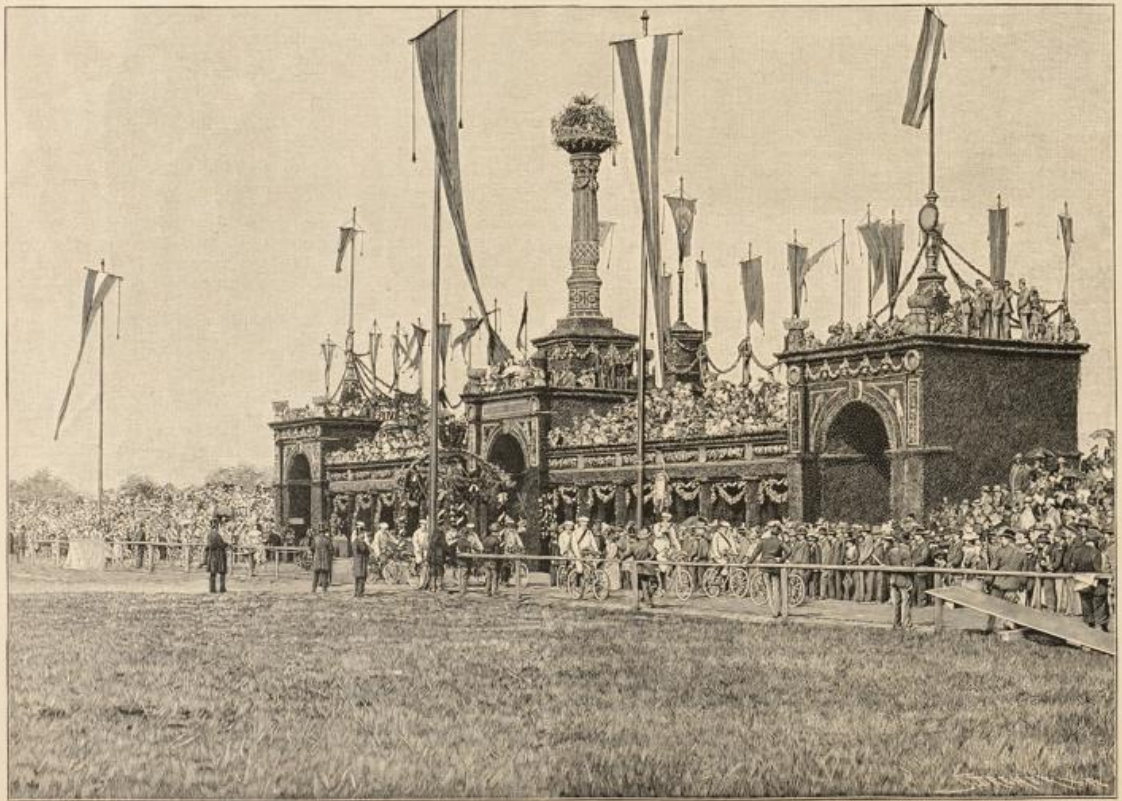
Eine Gesamtantwort wurde nicht laut, aber



Kuldtigungsgruppe des Radfahrereins Stuttgart.



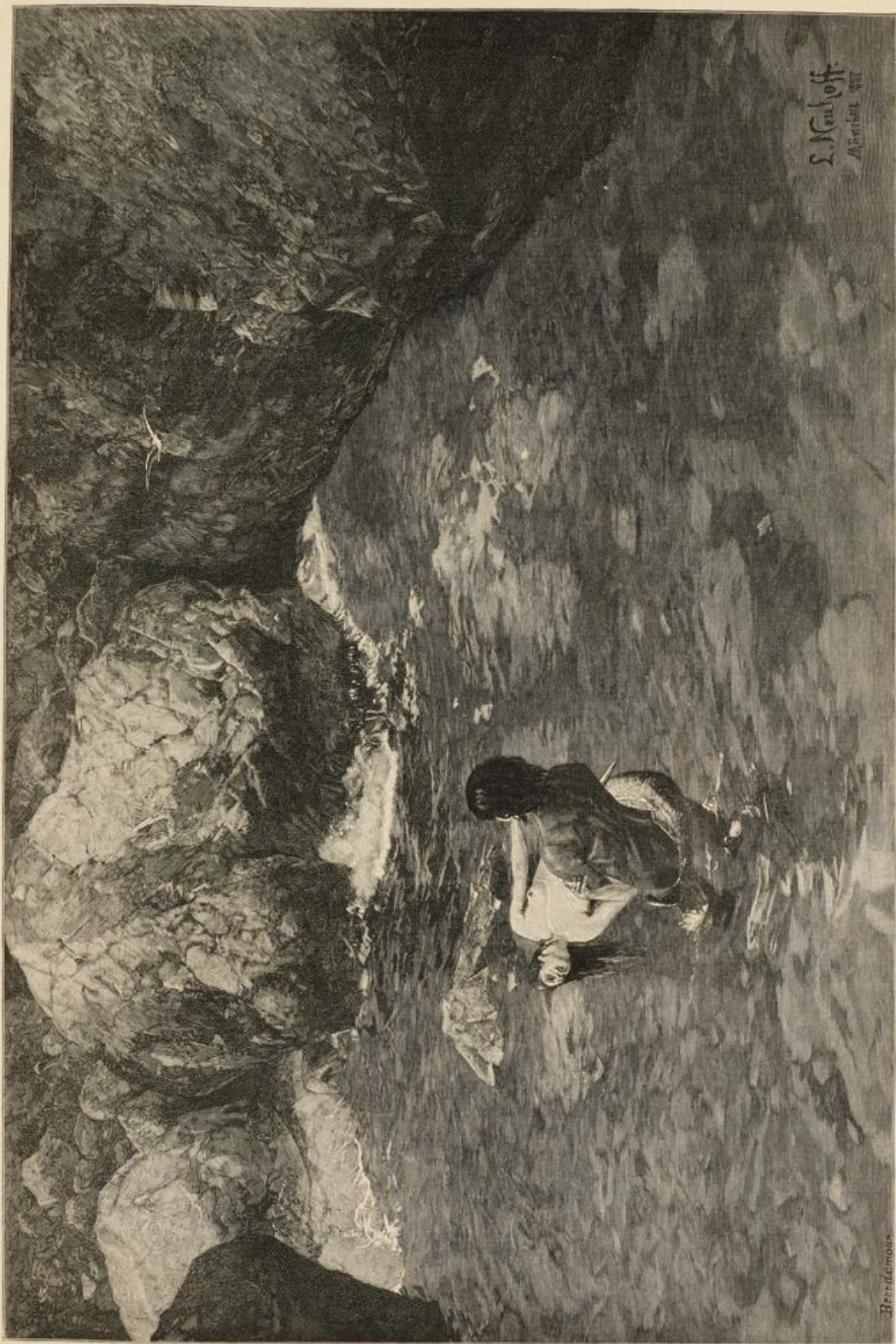
Zwillingstanzgruppe des Radfahrereins Stuttgart.



Ausstellung der Radfahrer vor der großen Tribüne.

Nach Photographien von Guttenbach & Trautwein in Stuttgart.

Der Radfahrer-Blumentorso auf dem Cannstatter Volksfest, 28. September.



Strandbühler. Nach dem Gemälde von E. Neuhoff.

Burgdamm

während man sich unmittelbar danach erhob, küßte Czako der Schmargendorf die Hand und sagte mit einem gewissen Empfinden: „Unter dem Holunderbaum also.“

Die Schmargendorf verstand nicht im entferntesten, worauf es sich bezog. Aber das war Czako gleich. Ihn lag lediglich daran, ganz für sich selbst, die Schmargendorf auf einen kurzen aber großen Augenblick zum „Stückchen“ erhoben zu haben.

Im übrigen zeigte sich's, daß nicht bloß Czako, sondern auch Rex und Woldemar für den Holunderbaum waren, und so näherte man sich denn diesem.

Es war derselbe Baum, den die Herren schon beim Einreiten in den Klosterhof gesehen, aber in jenem Augenblick wenig beachtet hatten. Jetzt erst bemerkten sie, was es mit ihm auf sich habe. Der Baum, der uralt sein mochte, stand außerhalb des Schloßes, war aber, ähnlich wie der Pflanzenbaum im Garten, mit seinem Gezweig über das zerbrochene Gemäuer fortgewachsen. Er war an und für sich schon eine Pracht. Das ihm aber noch eine besondere Schönheit lieb, das war, daß sein Laubdach von ein paar dahinter stehenden Ebereschensbäumen wie durchwachsen war, so daß man überall, neben den schwarzen Fruchtbolzen des Holunders die leuchtenden roten Ebereschensbüschel sah. Auch das verschiedene Laub schattierte sich. Rex und Czako waren aufrichtig entzückt, beinahe mehr als zulässig. Denn so reizend die Laube selbst war, so zweifelhaft war das unmittelbar vor ihnen nicht bloß in Unordnung, sondern auch in durchaus erzwungenen Saubereit ausgebreitete Hofbild. Aber pittoresk blieb es doch.

Zusammengedrückte Feldsteinklumpen lagen in hohem Grade, dazwischen Karren und Düngerwagen, Gärten und Hühererde, während ein folgender Truthahn von Zeit zu Zeit bis dicht an die Laube heran kam, sei's aus Neugier oder um sich mit der Triglaff zu messen.

Als sechs Uhr heran war, erschien Fritz und führte die Pferde vor. Czako wies darauf hin. Bevor er aber noch an die Domina herantreten und ihr einige Dankesworte sagen konnte, kam die Schmargendorf, die kurz vorher ihren Platz verlassen, mit dem großen Koblblatt zurück, auf dem die beiden zusammengezwungenen Pflanzen lagen. „Sie wollten mir entgegen, Herr von Czako. Das hilft Ihnen aber nichts. Ich will mein Stillschicken gewinnen. Und Sie sollen sehen, ich siege.“

„Sie siegen immer, meine Gnädigste.“

IX.

Rex und Czako ritten ab; Fritz führte Woldemars Pferd am Jügel. Aber weder die Schmargendorf noch die Triglaff zeigten sich, als die beiden Herren fort und die übrigen in die Wohnräume zurückgedrängt waren, irgendwie beklüßigt, das Feld zu räumen, was die Domina, die wegen zu verhandelnder schwieriger Dinge mit ihrem Neffen allein sein wollte, stark verstimmt. Sie zeigte das auch, war steif und schweigsam und belebte sich erst wieder, als die Schmargendorf mit einem Male glückstrahlend versicherte: jetzt wisse sie's; sie habe noch eine Photographie, die wolle sie gleich an Herrn von Czako schicken, und wenn er dann morgen mittag von Gremmen in Berlin einträte, dann werd' er Brief und Bild schon vorfinden und auf der Rückseite: „Guten morgen, Bielliedchen.“ Die Domina fand das alles so lächerlich und unpassend wie nur möglich, weil ihr aber daran lag, die Schmargendorf loszuwerden, so hielt sie mit ihrer wahren Meinung zurück und sagte: „Ja, liebe Schmargendorf, wenn Sie so was wollen, dann ist es allerdings die höchste Zeit. Der Postbote kann gleich kommen.“ Und wirklich, die Schmargendorf ging, nur die Triglaff zurücklassend, deren Auge sich jetzt, mit dem ihm eignen Ausdruck, von der Domina zu Woldemar hinüber und dann wieder von Woldemar zur Domina zurückbewegte. Sie war bei dem allem ganz unbefangen. Ein Verlangen, etwas zu belauschen oder von ungefähr in Familienangelegenheiten eingeweiht zu werden, lag ihr völlig fern, und alles, was sie trotz dem zum Ausscharen bestimmte, war lediglich der Wunsch, dem historischen Besammenten zweier Stiehkühe eine durch ihre Triglaffgegenwart gesteigerte Weiße zu geben. Indessen schließlich ging auch sie. Man hatte sich wenig um sie gekümmert, und Tante und Neffe ließen sich, als sie jetzt allein waren, in zwei

braune Blüschfautentils (Erbsünde noch vom Schloß Stiehkühe her) nieder, Woldemar allerdings mit großer Vorsicht, weil die Sprungfedern bereits jenen Altersgrad erreicht hatten, wo sie nicht nur einen dumpfen Ton von sich geben, sondern auch zu stechen anfangen.

Die Tante bemerkte nichts davon, war vielmehr froh, ihren Neffen endlich allein zu haben, und sagte mit rasch wiedergewonnenem Behagen: „Ich hätte dir schon bei Tisch gern was Bestes an die Seite gegeben; aber wir haben hier, wie du weißt, nur unreine vier Konventualinnen, und von diesen vier sind die Schmargendorf und die Triglaff immer noch die besten. Meine gute Schimonski, die morgen einundachtzig wird, ist eigentlich ein Schatz, aber leider frosthaft, und die Teichendorf, die mal Gouvernante bei den Eberhays war und auch noch den Fürsten Schwarzenberg, dessen Frau in Paris verbrannte, gekannt hat, ja, die hätte ich natürlich solchen feinen Herrn wie dem Herrn von Rex gerne vorgelegt, aber es ist ein Unglück, die arme Person ist so zütrig und kann den Löffel nicht recht mehr halten. Da hab' ich denn doch lieber die Triglaff genommen; sie ist sehr dumm, aber doch manierlich, so viel muß man ihr lassen. Und die Schmargendorf...“

Woldemar lachte.

„Ja, du lachst, Woldemar, und ich will dir auch nicht bestreiten, daß man über die gute Seele lachen kann. Aber sie hat doch auch was Ernstes und Gehaltvolles in ihrer Natur, was sich erst neulich wieder in einem intimen Gespräch mit unserm Fritz zeigte, der trotz aller Befehlsstrenge die selbst Kofeleger ihm zugehört) an unsern letzten Wüststabend Auserkungen that, die wir alle tief bedauern mußten, wir, die wir die Partie machten, nun schon ganz gewiß, aber auch die gute, taube Schimonski, der wir, weil sie uns so aufgeregt sah, alles auf einen Zettel schreiben mußten.“

„Und was war es denn?“

„Ach, es handelte sich um das, was uns allen, wie du dir denken kannst, das Tuerste bedeutet, um den Wortlaut. Und denke dir, unser Fritz war dagegen. Er mußte wohl denselben Tag was gelesen haben, was ihn abtrünnig gemacht hatte. Personen wie Fritz sind sehr bestimmbar. Und kurz und gut, er sagte: das mit dem Wortlaut, das ginge nicht länger mehr, die Worte wären jetzt anders, und weil die Worte nicht mehr dieselben wären, müßten auch die Worte sich danach richten und müßten gemodelt werden. Er sagte „gemodelt“. Aber das Wort, das er am meisten und immer wieder betonte, das war die „Umwertung“.“

„Und was sagte die Schmargendorf dazu?“

„Du hast ganz recht, mich dabei wieder auf die Schmargendorf zu bringen. Nun, die war außer sich und hat die darauf folgende Nacht nicht schlafen können. Erst gegen Morgen kam ihr ein tiefer Schlaf, und da sah sie, so wenigstens hat sie's mir und dem Superintendenten berichtet, einen Engel, der mit seinem Flammenfinger immer auf ein Buch wies und in dem Buch auf eine und dieselbe Stelle.“

„Welche Stelle?“

„Ja, darüber war ein Streit; die Schmargendorf hatte sie gelesen und wollte sie hertragen. Aber sie sagte sie falsch, weil sie Sonntags in der Kirche nie recht aufpaßte. Und wir sagten ihr das auch. Und denke dir, sie blieb ganz ruhig dabei. Ja, sagte sie, sie wisse recht gut, daß sie die Stelle falsch hergelesen hätte, sie habe nie was richtig hertragen können; aber das wisse sie ganz genau, die Stelle mit dem Flammenfinger, das sei der Wortlaut gewesen.“

„Und das hast du wirklich alles geglaubt, liebe Tante? Diese gute Schmargendorf? Ich will ihr gerne folgen; aber was ihren Traum angeht, da kann ich beim besten Willen nicht mit. Es wird ihr ein Amtmann erschienen sein oder ein Pastor. Dreißig Jahre früher war' es ein Student gewesen.“

„Ach, Woldemar, sprich doch nicht so. Das ist ja die neue Façon, in der die Berliner sprechen, und in dem Punkt ist einer wie der andre. Dein Freund Czako spricht auch so. Du mokierst dich jetzt über die gute Schmargendorf, und dein Freund, der Hauptmann, so viel hab' ich ganz deutlich gesehen, that es auch und hat sie bei Tisch geüßt.“

„Geüßt?“

„Ja, du wunderst dich über das Wort, und ich

wunder mich selber darüber. Aber daran ist auch unser guter Fritz schuld. Der ist alle Monat mal nach Berlin 'rüder, und wenn er dann wiederkommt, dann bringt er so was mit, und wiewohl ich's unpassend finde, nehm' ich's doch auch an und die Schmargendorf auch. Bloß die Triglaff nicht und natürlich die gute Schimonski auch nicht, wegen der Taubheit. Ja, Woldemar, ich sage geüßt, und dein Freund Czako hält es lieber unterlassen sollen. Aber das muß wahr sein, er ist amüßant, wenn auch ein bißchen auf der Wippe. Siehst du ihn oft?“

„Nein, liebe Tante. Nicht oft. Bedenke die weiten Entfernungen. Von unserer Kaserne bis zu seiner, oder auch umgekehrt, das ist eine kleine Meile. Dazu kommt noch, daß wir vor unserm Hallischen Thor eigentlich gar nichts haben, bloß die Strohböde, das Tammelhofer Feld und das Nothertth.“

„Aber ihr habt doch die Pferdebahn, wenn ihr irgendwo hin wollt. Beinahe' ich ich sagen, leider. Denn es giebt mir immer einen Stich, wenn ich mal in Berlin bin, so die Offiziere zu sehen, wie sie da hinten stehen und Plaz machen, wenn eine Madame aufsteigt, manchmal mit 'nem Korb und manchmal auch mit 'ner Spreewaldsamme. Wir immer ein Horreur.“

„Ja, die Pferdebahn, liebe Tante, die haben wir freilich, und man kann mit ihr in einer halben Stunde bis in Czakos Kaserne. Der weite Weg ist es auch eigentlich nicht, wenigstens nicht allein, weshalb ich Czako so selten sehe. Der Hauptgrund ist doch der, er paßt nicht so ganz zu uns und eigentlich auch kaum zu seinem Regiment. Er ist ein guter Kerl, aber ein Aquivothenmensch und erzählt immer Nachmittagsgeschichten. Wenn man ihn allein hat, geht es. Aber hat er ein Publikum, dann friddelt es ihm ordentlich, und je feiner das Publikum ist, desto mehr. Er hat mich schon oft in Verlegenheit gebracht. Ich muß sagen, ich hab' ihn sehr gern, aber gesellschaftlich ist ihm Rex doch sehr überlegen.“

„Ja, Rex; natürlich. Das hab' ich auch gleich bemerkt, ohne mir weiter Rechenschaft darüber zu geben. Du wirst es aber wissen, wodurch er ihm überlegen ist.“

„Durch vieles. Erstens, wenn man die Familien abwägt. Rex ist mehr als Czako. Und dann ist Rex Kavallerist.“

„Aber ich denke, er ist Ministerialassessor.“

„Ja, das ist er auch. Aber nebenher, oder vielleicht mehr noch darüber hinaus, ist er auch Offizier, und sogar in unser Dragonerbrigade.“

„Das freut mich; da ist er ja so gut wie ein Spezialkamerad von dir.“

„Ich kann das zugeben und doch auch wieder nicht. Denn erstens ist er in der Reserve, und zweitens steht er bei den zweiten Dragonern.“

„Macht das 'nen Unterschied?“

„Gott, Tante, wie man's nehmen will. Ja und nein. Bei Mars la Tour haben wir dieselbe Attacke geritten.“

„Und doch...“

„Und doch ist da ein gewisses je ne sais quoi.“

„Sage nichts Französisches. Das verdriest mich immer. Manche sagen jetzt auch Englisch, was mir noch weniger gefällt. Aber lassen wir das; ich finde nur, es wäre doch schrecklich, wenn es so bloß nach der Zahl ginge. Was sollte denn da das Regiment anfangen, bei dem ein Bruder unsern guten Schmargendorf sieht? Es ist, glaube ich, das hundertfünfundvierzigste.“

„Ja, wenn es so hoch kommt, dann verthut es sich wieder. Aber so bei der Garde...“

„Darin, mein lieber Woldemar, kann ich dir doch kaum folgen. Unser Fritz sagt mitunter, ich sei zu exklusiv, aber so exklusiv bin ich doch noch lange nicht. Und solch Verstandsmensch, wie du bist, so ruhig und so abgeklärt, wie mande jetzt sagen, und Gott vergeh mir die Sünde, auch so liberal, worüber selbst dein Vater lacht. Und nun kommst du mir mit solchem Vorurteil, ja, vergeh mir das Wort, mit solchen Heberbeliblichkeiten. Ich erkenne dich darin gar nicht wieder. Und wenn ich nun das erste Garderegiment nehme, das ist ja doch auch ein erstes. Ist es denn mehr als das zweite? Man kann ja sagen, so viel will ich zugeben, sie

haben die Wechmüthen und sehen aus, als ob sie lauter Holländerinnen heiraten wollten . . . Was ihnen schon gefallen sollte."

"Den Holländerinnen?"
"Nun, denen auch," lachte die Tante. "Aber ich meine jetzt unsere Leute. Wüßtest du mich übrigens nicht. Ich weiß recht gut, was es mit den Grenadiere auf sich hat; aber die andern sind doch ebenjogut, und Potsdam ist doch schließlich bloß Potsdam."

"Ja, Tante, das ist es ja eben. Daß sie noch immer in Potsdam sind, das macht es. Deshalb ist es nach wie vor die Potsdamer Wachtparade. Und dann das Wort 'erjes' spielt allerdings auch mit. Ein alter Römer, mit dessen Namen ich dich nicht behelligen will, der wollte in seinem Potsdam lieber der Erste, als in seinem Berlin der Zweite sein. Wer der Erste ist, nun, der ist eben der Erste, und als die andern aufstanden, da hatte dieser Erste schon seinen Morgen Spaziergang gemacht, und mitunter was für einen! Sieh, als das zweite Garderegiment geboren wurde, da hatten die mit den Wechmüthen schon den ganzen Siebenjährigen Krieg hinter sich. Es ist damit wie mit dem ältesten Sohn. Der älteste Sohn kann unter Umständen dummer und schlechter sein als sein Bruder, aber er ist der Älteste, das kann ihm keiner nehmen, und das giebt ihm einen gewissen Vorrang, auch wenn er sonst gar keinen Vorzug hat. Alles ist göttliches Geschenk. Warum ist der eine hübsch und der andre häßlich? Und nun gar erst die Damen. In das eine Fräulein verliebt sich alles, und das andre spielt bloß Mauerblümchen. Es wird jedem seine Stelle gegeben. Und so ist es auch mit unserm Regiment. Wir mögen nicht besser sein als die andern, aber wir sind die ersten, wir haben die Nummer eins."

"Ich kann da beim besten Willen nicht recht mit, Woldeemar. Was in unserer Armee den Ausschlag giebt, ist doch immer die Schneidigkeit."

"Liebe Tante, sprich, wozu du willst, nur nicht davon. Das ist ein Wort für kleine Garnisonen. Wir wissen, was wir zu thun haben. Dienst ist alles, und Schneidigkeit ist bloß Menomufferei. Und das ist das, was bei uns am niedrigsten steht."

"Gut, Woldeemar, was du da zuletzt gesagt hast, das gefällt mir. Und in diesem Punkte muß ich auch deinen Vater loben. Er hat vieles, was mir nicht anfangt, aber darin ist er doch ein echter Stechlin. Und du bist auch so. Und das hab' ich immer gefunden, alle die so sind, die schießen zuletzt doch den Vogel ab, ganz besonders auch bei den Damen."

Dies, "bei den Damen" war nicht ohne Absicht gesprochen und schien auf das bis dahin vorsichtig vermittelte Hauptthema hindeutend zu sollen. Aber ehe die Tante noch eine directe Frage stellen konnte, wurde der Mentmeister gemeldet, der ihr in diesem Augenblicke sehr angelegen kam. Die Domina wandte sich denn auch in sätzlicher Vertimmung an Woldeemar und sagte: "Soll ich ihn fortjücken?"

"Es wird kaum gehen, liebe Tante."
"Nun denn."
Und gleich danach trat Hie ein.

X.

Während Woldeemar und die Domina miteinander plauderten, erst im Fete-a-Fete, dann in Gegenwart von Mentmeister Hie, ritten Rex und Gzako (Hie mit dem Leinpfed folgte) auf Gremmen zu. Das war noch eine tüchtige Strecke, gute drei Meilen. Aber trotzdem waren beide Reiter übereingekommen, nichts zu übereilen und sich's nach Möglichkeit bequem zu machen. "Es ist am Ende gleichgültig, ob wir um acht oder um neun über den Gremmer Damm reiten. Das bißchen Abendrot, das da drüben noch hinter dem Kirchturm steht . . . Hie, wie heißt er? Welcher Kirchturm ist es? — Das ist der Kulkawische, Herr Hauptmann!" — . . . Also, das bißchen Abendrot, das da noch hinter dem Kulkawischen steht, wird ohnehin nicht lange mehr vorhalten. Dunkel wird's also doch, und von dem Hohenlohe-Anstalt, das ich mir übrigens gern einmal näher angesehen hätte (man muß so was immer auf dem Hinwege mitnehmen), kommt uns bei Tageslicht nichts mehr vor die Klinge. Das Denkmal liegt etwas ab vom Wege."

"Schade," sagte Rex.
"Ja, man kann es beinahe sagen. Ich für meine Person komme schließlich drüber hin, aber ein Mann wie Sie, Rex, sollte dergleichen mehr wallfahrtsartig auffassen."

"Ach Gzako, Sie reden wieder tolles Zeug, diesmal mit einem kleinen Absteher ins Klosterliche. Was soll Wallfahrt hier überhaupt? Und dann, was haben Sie gegen Wallfahrten? Und was haben Sie gegen die Hohenlohes?"

"Gott, Rex, wie Sie sich wieder irren. Ich habe nichts gegen die einen, und ich habe nichts gegen die andern. Alles, was ich von Wallfahrten gesehen habe, hat mich immer nur wünschen lassen, mal mit dabei zu sein. Und ad vocem der Hohenlohes, so kann ich Ihnen nur sagen, für die hab' ich sogar was übrig in meinem Herzen, viel, viel mehr als für unser eigentliches Landesgewächs. Oder wenn Sie wollen, für unsere Autochthonen."

Nachfolger, von dem alten Friederichsruher gar nicht erst zu reden, ihre Tage vertrauen? Ein Opfer ist es, nicht mehr und nicht weniger, und ein Opfer bringt auch der alte Fritz, gerade wie der, der damals am Gremmer Damm als erster fiel. Und ich sage Ihnen, Rex, das ist das, was mir imponiert; immer da sein, wenn Not an Mann ist. Die Kleinen von hier, trotz der Lokalität bis auf die Knochen, die mucken immer bloß auf, aber die wirklich Vornehmen, die gehorchen, nicht einem Wachthaber, sondern dem Gefühl ihrer Pflicht." (Fortsetzung folgt.)

Wahrheit.

Nach wurde jede Wahrheit
Dieltausendmal gedacht,
Dreor mit voller Klarheit
Sie kam zu Glanz und Macht.
Dann H. Gruninger.



Blick aus Südwestafrika: Wohnhaus des Landeshauptmanns Major Dautzin in Windhof.

"Und das meinen Sie ganz ernsthaft?"
"Ganz ernsthaft. Und wir wollen mal fünf Minuten wie vernünftige Leute darüber reden. Wenn ich sage 'wir', so meine ich natürlich mich. Denn Sie sprechen immer vernünftig. Vielleicht ein bißchen zu sehr."

Rex lächelte. "Nun gut; ich will's Ihnen glauben."
"Also die Hohenlohes," fuhr Gzako fort. "Ja, wie sieht es damit? Wie liegt da die Sache? Da kommt hier so Anno Domini ein Burggraf ins Land, und das Land will ihn nicht, und er muß sich alles erst erobern, die Städte beinahe und die Schlösser gewiß. Und die Herzen natürlich erst recht. Und der Kaiser sät mal wieder weitaus und kann ihm nicht helfen. Und da hat nun dieser Nürnbergberger Burggraf, wenn's hoch kommt, ein halbes Duzend Menschen um sich, schwäbische Leute, die mit ihm in diese Mördergrube gekommen sind. Denn ein bißchen so was war es. Und geht auch gleich los, und die Duitzows und die, die's sein wollen, rufen die Pommeren ins Land, und hier auf diesem alten Gremmer Damm fochten sie zusammen, und die paar, die da fallen, das sind eben die Schwaben, die's gewagt hatten und mit in den Kahn gestiegen waren. Allen voraus aber ein Graf, so ein Herr in mittleren Jahren. Der fiel zuerst und versank in den Sumpf, und da liegt er. Das heißt, sie haben ihn rausgeholt, und nun liegt er in der Klosterkirche. Und dieser eine, der da voran fiel, der hieß Hohenlohe."

"Ja, Gzako, das weiß ich ja alles. Das steht ja schon im Brandenburgischen Kinderfreund. Sie denken aber immer, Sie haben so was allein gepachtet."

"Immer vorsichtig, Rex; im Kinderfreund steht es. Gewiß. Aber was steht nicht alles — von Kinderfreund gar nicht zu reden — in Bibel und Katechismus, und die Leute wissen es doch nicht. Ich zum Beispiel. Und ob es nun drin steht oder nicht drin steht, ich sage nur: so hat es angefangen, und so läuft der Haie nach. Oder glauben Sie, daß der alte Fritz, der jetzt dran ist, daß der zu seinem Spezialberggängen in unser sogenanntes Reichsfanzlerpalais gezogen ist, drin die Bismarckschen

Bilder aus Südwestafrika.

Einige hundert Kilometer von der Küste entfernt und heute nur mit schwerfälligen Ochsenwagen in mehrwöchentlicher, anstrengender Reite erreichbar, liegt Windhof, die Hauptstadt der südwesafrikanischen Kolonie. Die Lage des Platzes ist landschaftlich anmuthig zu nennen; im Süden begrenzen das Windhofer Plateau die Knasberge, im Norden und Osten sind Höhen vorgelagert, und bei der klaren Luft des trockenen Steppengebietes treten die charakteristischen Formen und Jüge klar und skulpturenartig hervor. Dieses Windhof oder Windel ist in der That ein den Stürmen offen daliegender Platz, nicht nur den wälichen, sondern auch den Vollerstürmen. Es liegt zwischen dem Gebiet der Herero und der Dottenmiten und war ein steter Janapfel, bis Jan Jonker, ein Happling der Dela-Dottenmiten, es in seiner Hand hielt. Nachdem aber J. a Jonker 1889 von den Vanten Hendrik Witboois erzwungen worden war, wurde die Besetzung frei, die deutsche Verwaltung besetzte den strategisch wichtigen Platz und machte ihn zur Landeshauptstadt. Die Wahl wurde dadurch noch erleichtert, daß hier mehrere starke heiße Quellen den Boden aufströmen, die zur Bewässerung von Gartenanlagen benutzt werden konnten, wenn, wie zu erwarten war, Anfelder sich in der Nähe niederlassen sollten. Der Fall trat bald ein. In dem etwa eine halbe Stunde entfernten Klein-Windhof, so genannt zum Unterschied von Groß-Windhof, entstanden um das halb zerfallene Gebäude der Rheinischen Missionsgesellschaft, die diesen Platz früher besetzt, aber aufgegeben hatte, die Hütten thätiger deutscher Pioniere, die dem wilden und wenig weithin, aber klimatisch günstigen Lande ihre Kräfte abtrotzen wollten. Manchen ist es gelungen, aber ein Teil von ihnen hat den harten Kampf, dem nicht jeder gewachsen war, aufgeben müssen. Denn eine jede Kolonisation in einem jungbräulichen Lande ist eine harte und entgegungsdolle Arbeit.

Doch lehren wir wieder zu Groß-Windhof zurück, dem zwei unserer Illustrationen gewidmet sind. Das Fort, ein solides, aus Bruch- und Backsteinen aufgeführtes Gebäude, macht mit seinen Thürnen einen imponirenden Eindruck. Ein von hohen Mauern umschlossener Hof von wohl fünfzig Meter Länge und zwanzig Meter Breite ist an der Innenseite von den für die Mannschait bestimmten Räumen

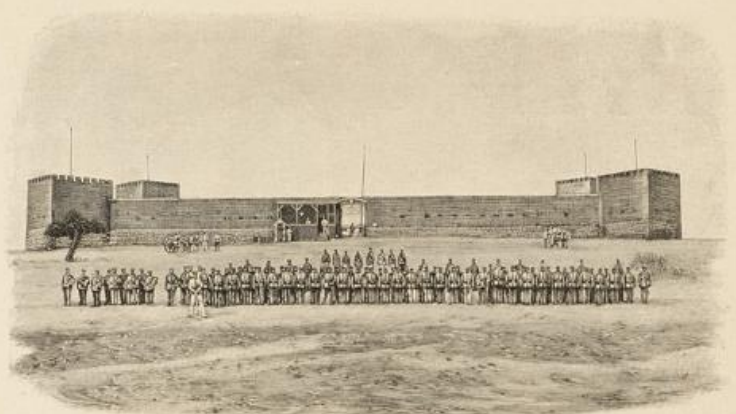
*) Der Bau des Ostens in Swatopmund soll im nächsten Jahre beginnen, und von dort geht man die Höhenbahn in der Richtung auf Windhof weiterzuführen. Der Platz des Landeshauptmanns Major Dautzin in Deutschland steht mit diesem Plane in Verbindung.



Stationshaus in Groß-Farmen.

umgeben. Am höchsten ist das Weh, dessen rote Außenwand an einzelnen Stellen sechs Meter Höhe erreicht, an den vier Ecken, an denen sich ebenfalls zinnenüberragte Türme erheben, die auch noch nach einer, übrigens höchst unwahrscheinlichen Einnahme des Hofes eine kräftige und wirksame Verteidigung des Ganzen gestatten würden. Nördlich der Weh liegen in langer Reihe nebeneinander Ställe, Werkstätten, Ölschmiede, Nachtschloß, Postzelte und Offizierswohnungen, die Kantine und das Haus des Sekretärs der Landeshauptmannschaft; weiter unterhalb das Haus des Majors Venturin mit seinen Stallungen und hübschen Gartenanlagen, und etwa hundert Meter entfernt, noch tiefer am Bergabhänge, das Gebäude der Landeshauptmannschaft mit verschiedenen Beamtenwohnungen. Manche andere Gebäude werden den Bedürfnissen entsprechend noch in Kürze errichtet werden müssen, denn Windhoel ist auch für den Handel ein wichtiger Platz geworden und bezieht eine Reihe tüchtiger Geschäftsbauten. Die Eingeborenen, meist Bergdamaara, dann auch Hottentotten und Bassarbs, wohnen teils in großen Pfostenbauten, teils in sogenannten Karrebockhäusern, vierseitigen Gebäuden aus Strohstäben, die mit Lehm bemörtelt sind und ein Schilddach haben.

Der Ort Ojifango oder Groß-Farmen, der an der großen Verkehrsstraße liegt, die von Swakopmund über Ojifimbjewe nach Windhoel führt, hat neuerdings auch



Compagnie der alten Schutztruppe (mit dem fällstärkeren ist gemerkter Lieutenant Eggen) vor dem Post in Windhoel.



Bushirats.

ein solches Stationshaus erhalten. Schon 1884 war hier eine Rebenstation der Rheinischen Missionsgesellschaft gegründet worden, in deren unmittelbarer Nähe eine Anzahl Schmelzthermen entspringen, die bei Rheumleiden eine besondere Heilkraft zu haben scheinen. Einen besonderen Reiz erhält der Platz durch eine kleine Gruppe hoher Dattelpalme, die von den ersten Missionaren aus Samen gezoget worden und vortreflich gedeihen, wenn auch das Aroma der Früchte, die überdies nur in günstigen Jahren zur Reife gelangen, weit hinter dem der in Kordofan kultivierten Datteln zurückbleibt. Ojifango beansprucht übrigens ein besonderes historisches Interesse im Hinblick auf die zahlreichen Gesandte, die sich auf dem Platze selbst und in dessen nächster Um-

gebung zu wiederholten Malen zwischen Hottentotten und Herero bis in die allerneueste Zeit abgepielt haben. Die Bewohner Groß-Farmens gehören zu den Ovambondherren, die zu gleicher Zeit mit den Herero von Norden her eingewandert sind und sich mit diesen vollständig vermischt haben.

Die Herero sind das mächtigste Volk des Schutzgebietes und werden vielfach als das konservative Element angesehen, das allmählich erzogen und für die Allgemeinheit nutzbar gemacht werden mußte. Sie sind jedenfalls ein stattlicher Menschenschlag, der manche guten Eigenschaften aufweist, aber im großen und ganzen den Charakter des südafrikanischen Negeren zeigt. Wer den Herero etwa für einen dümmen Wilden halten wollte, wie das bei Ansammlungen oft geschieht, der wird bald die Erfahrung machen, daß jener ein in keiner Art sehr gemäßigter Purche und keine „Dummheit“ wesentlich nur Schwerfälligkeit ist, mit der er dem Gedankengang des Europäers folgt oder seine Handlungsweise vertritt.

Die Herero sind viehzüchtende Nomaden im mittleren Teile des Schutzgebietes. Vieh ist in der That ihr hauptsächlichstes Besitztum, an ihm hängen sie, für seine Pflege

arbeiten sie sogar, was sie sonst nicht gern thun, und Milch bildet den Hauptbestandteil ihrer Nahrung. Ein richtiger Herero verkauft auch nur sehr ungern Vieh, höchstens das geringwertige; er läßt, wie es auch die Matschela thun, das Vieh lieber an Altersschwäche sterben, als daß er sich von dem ihm liebgewordenen Viehe trennt. Neuerdings hat die Rinderpest sehr unter diesen Viehhändlern aufgeräumt, der bei einigen Hereros nach vielen Tausenden zählte, so daß die Eigentümer solcher Herden schwer reiche Leute waren, und es läßt sich noch nicht absehen, wann das Ende der Verheerungen sein wird. Das Christentum hat unter diesen Völke schon lange seinen Einzug gehalten, aber es ist eine verhältnismäßig kleine Anzahl bekehrt, da der Herero sehr an seinen eigentümlichen Gebräuchen und Sitten hängt. Der Anzug der Hererowiber, die in jugendlichem Alter durchaus nicht häßlich sind, ist das Originalste, was man sich denken kann. Am beide Unterschenkeln trägt die Frau einen gewichtigen Eisenkranz, der aus mehreren Schichten von harten Eisenperlen besteht, je nach dem Reichtum bis zu zwanzig und darüber. Ein Schurz bedeckt die Hüften, ein etwa fünfzig Centimeter breites Nieder aus Lederstreifen, auf die Plättchen aus Straußeneierkochen oder Ägeln aus einer wohlriechenden Wurzel genäht sind, eine Taille, eine Art Mantel, der vorn zugeknöpft wird, den Rücken. Um den



Heidel Witbooi mit seiner Familie.

Dals und den Oberarm werden Ketten aus kleineren Eisenperlen und um die Unterarme Manschetten aus starkem, gemünztem Eisenblech getragen. Am selbstsamsten aber ist der Kopfputz der verheirateten Frau, der Blechmänncheln nicht unähnlich sieht. Auf eine umhüllende, genau auf den kugelförmigen Kopf passende Kappe sind rechts, links und hinten je ein langes Ohr aus Ochsenleder genäht, das Harr in die Höhe ragt und mit Tiersehnen mannigfach bemessert oder benäht ist. Von der Kappe fällt hinten wieder eine breite Garnitur kurzer, auf Ochsenriemen gezogener Eisenröhren oder länglicher Perlen herab, die durch Eisenriemen zusammengehalten werden, deren Enden bis in die Kniekehle reichen. Eine wohlhabende Hererofrau schleppt leicht an fünfzig Pfund Schmuck mit sich herum. Und trotz alles dieses Festschmuckes, trotz des starrenden Schmuckes entbehrt die junge Hererofrau nicht eines gewissen Reizes. Mit dem Kopf über die halbentblößten kahlen Schultern geworfenen Mantel schreitet sie geschäftig einher, das starre Gesicht hält den wohlgeübten, glänzend braunen Oberleib gerade und verhindert jede heftige Bewegung. Sie ist ein Bild unwiderstehlicher Kraft und stolzen Selbstbewußtseins, eingeschnitten in die Form der heimischen Mode.

Ein anderes, ziemlich wild gelocktes Volk in Südwästara ist dasjenige der Buidlente, die sich noch in großen Gebieten Südwästaras, in kleineren Trupps zerstreut, vorfinden und vielleicht die Ur-



Herero-Männer, Frauen und Kinder in Ost-Namibia.



Hauptling Nibodemus. Rechts hinter ihm Hauptmann von Ost, links Lieutenant Schwabe, links dahinter Lieutenant Rogner.

gilteten Weisen und dem Vortritt. Als Pfeilspitzen verwendeten sie gern den Saft einer Euphorbia, ferner bestimmte Kaupen- und Eselgangelarten. Im Grunde ist es ein armes Gefühls, das, da es kein Vieh hat, von der Jagd und wilden Früchten lebt und den Herero gegenüber so gut wie rechtlos ist.

Einen klaren Gegensatz zu den Herero bilden die hauptsächlich im Süden des Landes wohnenden gelben Dottenotten, ein leichtlebiger, sorgloser, lautes, dem Trankte verfallenes und augenscheinlich zurückgebliebenes Volk, mit dessen Geschichte der frühere „Prophet“ Hendrik Witbooi untrennbar verknüpft ist. Er wollte den alten Glanz seines Volkes, das einst der Herr der Herero gewesen war, erneuern und war ihr grimmigster, nicht zu unterschätzender Gegner. Obwohl er mehrmals geschlagen war, gelang es ihm doch stets, sich neue Hilfsmittel zu erschließen — besonders durch das den Herero abgenommene Vieh, — bis er schließlich mit den Deutschen in Konflikt kam. Der stellvertretende Reichskommissar von Franciscus hatte mehrfach Witbooi vermannt und ihm aufgegeben, die Kriegszüge

zu unterlassen und die deutsche Schutzherrlichkeit anzuerkennen. Witbooi wollte aber davon nichts wissen, trotzdem ihm die günstigsten Bedingungen gestellt waren. Im Jahre 1893 plante er sogar einen Ueberfall auf Windhoek, von dem er nur infolge des Entzweifens einer deutschen Truppenverfugung abgehalten wurde. Der weitere Fortgang der Ereignisse ist bekannt; erst im Jahre 1894 gelang es, die Witbooi'sche Truppe zur Kapitulation in der Kaalfant zu zwingen. Witbooi ist ohne Zweifel ein bedeutender, energischer Mann, der einen großen Einfluss auf seine Stammesgenossen ausübt, dabei verhältnismäßig im höchsten Grade. Seine Gesichtszüge verraten eine gewisse finstere Entschlossenheit. Das Bild, das ihn von seiner Familie umgeben darstellt, ist in Gibben, seinem Stammsitz, aufgenommen, wohin er mit den Ueberresten seiner Truppe als Pensionar der Regierung gebracht worden ist. Die neben ihm stehenden Frauen sind seine Töchter, vor ihm steht sein Sohn Samuel mit Frau und Kindern. Witbooi hat später der Truppe wesentliche Dienste geleistet, und zwar bei dem Aufstand der Khans-Dottenotten und Coambandjeren im vergangenen Jahre.

Die Khans-Dottenotten, die früher im Süden des Schutzgebietes auf eine Reservation gebracht waren, waren nach Norden gezogen und hatten Gwababü angegriffen. Khens hatten sich mitvergnügte Coambandjeren unter ihrem Häuptling Nakhimema angeschlossen, die im Jahre 1891 schon einmal einen Angriff auf Gibben in Abwesenheit Witbooi's gemacht hatten. Der eigen-

bevölkerung sind. In Südwästara sind sie den Dottenotten fast bis zur Unmöglichkeit der Unterscheidung ähnlich geworden, wenn sie sich auch der Hauptfache nach in acht Stammesgliedern. Sie gehen fast ganz unbekleidet. Ein babylonenähnlicher Schurz oder ein frei herabhängender Hüftschurz, meist aus Schafsfell, bildet die ganze Bekleidung. Ältere wohlhabendere Männer und Frauen tragen wohl auch noch eine mantelartige Schulterbedeckung aus Leder und Fellen, die Haare sind nach innen gewendet, ähnlich der Fellbekleidung der Dottenotten. Sie jagen mit den primitiven Waffen, die die Dottenotten früher führten, dem Bogen mit ver-



Gefangene Hereros mit dem später erlösbaren Hauptling Nakhimema.

liche Führer dieser Expedition aber war Nibodemus, der Sohn der ältesten Schwester des alten Maharero, des Oberhäuptlings der Herero, und somit der nächste Votendent auf die Häuptlingswürde. Als aber Maharero gestorben war, erhielt die Würde der den Deutschen freundlich gesinnte Samuel Maharero, und Nibodemus blieb im Geheimen von Coambandjeren aufzukübeln. Durch eine energische Aktion der Schutztruppe und der Witbooi's, die unter ihrem Führer als Verbündete der Deutschen wieder ausgezogen waren, wurde der Aufstand nach blutigen Kämpfen schnell unterdrückt, und die Schuldigen erlitten eine strenge, aber gerechte Strafe.

G. Heineke.



Aus der VII. Internationalen Kunstausstellung in München 1897: Verlassen. Auf dem Gemälde von Adolf Schiller.

Dame im Bilde nebeneinander. Der Glanz wird hier — noch über die Gelatinehülle hinaus — bis zum höchsten denkbaren Grade gesteigert. Dem, was schon im Materiale liegt, kommt nun noch durch raffinierte „Gelatinsatinage“ zu Hilfe.

Um nun nicht aus dem Positivverfahren vollständig verbannt zu werden, hat hinwiederum die Gelatine sich mit dem Bromsilber vermischt, mit dem sie im Negativprozeß die Oberhand bekommen hat: es werden ebenso wie die bisher ausschließlich betrachteten Chlorüberpapiere auch Bromsilberpapiere fabrikmäßig hergestellt und den Photographen völlig gebrauchsfähig dargeboten. Damit treten zweierlei sehr wichtige Veränderungen im Positivverfahren ein: Erstlich werden die langen Belichtungen erspart; das Bromsilber bedarf hier wie bei den Aufnahmen nur einer in des Wortes eigentlicher Bedeutung „momentanen“ Belichtung, die bei nachfolgender Entwicklung ein vollkommen durchentwickeltes Bild ergibt. Dadurch sind namentlich die Vergroßerungen auf eine früher nie gekannte Stufe der Vollkommenheit gehoben. Zweitens aber erscheinen diese Bilder in einem äußerst schönen, tief-schwarzen Tone, der jede weitere Färbung überflüssig macht und daher von der Unveränderlichkeit jedes „Ton“-Verfahrens befreit. Auch in der Haltbarkeit scheint das aus Bromsilber reduzierte Silber im Bilde dem aus Chlorüber herkommenden überlegen zu sein.

Schwarze Töne — und auch alle möglichen andern, die bei besonderen Aufgaben erwünscht sein könnten — hat man aber längst gelernt, auch auf andern Wege, ganz ohne Silber, auf photographischem Wege zu erzeugen. Hier kommen zwei Verfahren in Betracht: der Platinprozeß und der „Kohle“-Druck.

Der deren Betrachtung aber sei einschaltungsweise erwähnt, daß auch die Verbindung der Photographie mit den gewöhnlichen Druckverfahren für unsere Zusammenhänge bemerkenswerte Resultate ergeben hat, wenigstens im „Lichtdruck“ und in der „Reliogravüre“. Von beiden wird hier abgesehen. Sie erfordern die vorzügliche Herstellung einer besonderen Druckplatte und können daher nur für solche Mengen von Abdrücken in Frage kommen, wie sie im landläufigen Verkehre der Porträitphotographie nicht verlangt werden. Auch stellen sich die Abdrücke erst bei sehr hohen Auflagen billiger oder auch nur ebenso teuer wie die hier nur ins Auge gefaßten „reinen“ photographischen. Vielleicht bietet sich später einmal Gelegenheit, auch auf diese Abdrucksattungen photographisch aufgenommener Bilder eingehender zurückzukommen.

Platin- wie Kohleindruck haben den unbegreiflichen Vorzug absoluter Haltbarkeit; wozu unter zu verstehen ist, daß ihre Erzeugnisse — genau wie etwa gedruckte Bücher oder Kupferstiche — nur mit der Unterlage zu Grunde gehen, auf der sie hergestellt sind, auch sonst ihr Aussehen nicht verändern. Beide werden in der Reinheit der Wiedergabe aller Details einer Aufnahme von keinem andern Verfahren erreicht oder gar übertroffen. Beide geben völlig glanzlose Bilder (wenn man nicht künstlich einen Glanz erzeugt), und das Platin erscheint kammelschwarz; der (nur von dem wichtigsten unter den bei ihm benutzten Farbstoffen so genannte) Kohleindruck liefert außer dem schönsten Schwarz jede Farbe, die man irgend wünscht; man hat nur das betreffende präparierte Papier für die Arbeit zu wählen. Die Töne sind also auch nicht das Ergebnis eines unsicheren und heftigen Tonverfahrens, sondern unabänderlich und unwechselfähig mit dem Grundmaterial gegeben.

Zu diesen beiden Verfahren ist daher die ideale Spitze der Entwicklung des photographischen Positivprozesses erreicht. Leider ist ihre allgemeine Einführung kaum möglich. Daß eine ist schon wegen seines Materials, beide sind wegen der Schwierigkeit der Bearbeitung kostspielig. Wo nicht alle Bedingungen zum Gelingen erfüllt sind, zu denen auch nicht allzu gewöhnliche persönliche gehören, wird nichts Brauchbares zu beiden erzielt. Man könnte sie daher vielleicht treffend die Aristokratien unter den photographischen Positivverfahren nennen.

Natürlich hat man gesucht, für sie Surrogate zu schaffen. Es giebt Silberpapiere, die mit Platin- oder mit Gold- und Platintönung einen ziemlich ähnlichen Eindruck erreichen; aber das ist „Talmi“. Es fehlen alle wesentlichen, tiefer liegenden Vorzüge des Platinverfahrens. Jedem ist die Behandlung unsäglich und heftig, mitin unübersichtlicher und — gar nicht billig. Es lohnt also kaum der Mühe, sich des Surrogates zu bedienen.

Aber auch die Silberpapiere insgemein, sowohl Gelatine-

wie Colloidin-papiere, haben den Wettkampf wenigstens in einem Punkte aufzunehmen verstanden, und nicht ohne Erfolg: Man hat sie so präpariert, daß sie Bilder mit matter Oberfläche ergeben. Die betreffenden Fabrika weiterem darin, solche Papiere auf den Markt zu bringen, und fast alle sind gut brauchbar. Aber leider! — schon ihre Fabrication ist enorm kostbar, so daß sie nicht mit der wünschenswerten Sicherheit gleichmäßig geliefert werden können; und dazu hat die Verarbeitung dieselben Bedenkllichkeiten, wie sie eben bei den „Talmi“-Platinpapieren geltend gemacht worden sind. Als vor Jahren einmal ein namhafter Preis in einem Wettbewerbe für Bilder auf einem solchen Papiere ausgeschrieben worden war, betonte sich nur ein auf dieses Material besonders eingearbeiteter, ausgezeichnet tüchtiger, zu den allerherausragendsten in Deutschland gehörender Photograph; und der erklärte, nachdem ihm der Preis zuerkannt war (es war allerdings eine namhafte Anzahl ziemlich großer Bilder von dem Bewerber verlangt): Material und Arbeit zusammen gerechnet, die zu Bewerbungs-bildern verbraucht werden, hätte er sich den Preis kaufen können. Was müssen also solche Bilder kosten!



Der Hopfenmarkt in Kärnten.

Und warum quälen sich die Photographen mit so zweifelhafte Arbeiten? Warum überbieten und überbieten — in gewissen Sinne auch unterbieten — sich die Fabrikanten in dem Angebot dieser Papiere? Weil das Publikum die matten Bilder trotz ihres hohen Preises verlangt! Und warum verlangt es dieselben? Nun einfach: weil es dauernd erfreuliche Bilder von wahrhaft künstlerischem Eindruck haben will. Dafür gelten aber schon längst bei dem nicht ganz gewöhnlichen Publikum nicht mehr die ipsosartig glänzenden Alumin- und Gelatinsilber, beinahe noch weniger die wie Lackstiel stehenden Colloidinbilder, sondern dem entsprechen nur matte Bilder von möglichst rein schwarzem (wenn nicht einem andern frei ausgewählten, nicht durch eine unzulässige Technik ultravioletten) Tone. Die Verteidigung dieses künstlerischen Bedarfsfußes konnten sich aber bis jetzt nur die Wohlhabenden verschaffen, die auf einen hohen Preis der bestellten Bilder nicht zu sehen brauchten; und im allgemeinen wird darin auch schwerlich so bald Wandel eintreten, wenigstens soweit der einzelne in Frage steht. Nur eine massenhafte Benutzung besonders günstig zusammen-treffender Umstände, wie sie die Voraussetzung des von „Heber Land und Meer“ gemachten Anerbietens bildet, kann vorläufig und auf absehbare Zeit hinaus auch beschidenen, ja geradezu geringen Mitteln die Möglichkeit eröffnen, einem gewählten Geschnad ohne große Opfer Rechnung zu tragen.

Auch die Bromsilberpapierfabriken sind nämlich dem

allgemeinen Zuge gefolgt und haben Mattpapiere angefertigt. Von diesen gilt ganz dasselbe, was bezüglich der andern Mattpapiere bereits gesagt ist. Nur haben sich bei ihnen noch andere Mängel gezeigt, wie zum Beispiel allgemeine Klarheit der Bilder, wie wenn sie mit Restfahle befreit wären. Einer der größten derartigen Fabrika aber ist nach langwierigen Versuchen ein hervorragendes schönes Mattpapier geworfen, das harte Schwärzen, vortelle Modellierung in den Lichtern und ein tadellofes Matt vereinigt und dabei außerordentlich verlässlich ist. Dasselbe Fabrik aber ist zugleich im Besitze einzig dastehender Einrichtungen für Massenherstellung (Belichtung, Entwicklung und Montierung) von Abdrücken, auch bei mäßiger Stückzahl der von jedem einzelnen Negativ gewünschten Exemplare, so daß hier, wo alles — von der Papierbereitung an — in einer Hand liegt und unvergleichliche Arbeitsbedingungen gegeben sind, so günstige Verhältnisse obwalten, wie sie kaum noch einmal angetroffen werden dürften, und technisch vorzügliche Leistungen um ein unverhältnismäßig Billiges geliefert werden können, wenn so viele Besteller sich vereinigen, wie dazu gehören, um die Vorteile der Massenherstellung in Wirtschaftlichkeit treten zu lassen. Auch diese letzte Bedingung ist, wie wir zu untrer Freude nochmals konstatieren wollen, erfüllt.

Zu unsern Bildern.

Aus der soeben geschlossenen VII. Internationalen Kunstausstellung in München führen wir heute noch drei hervorragende Werke vor. Mit seinem neuesten Porträt des Fürsten Bismarck hat Meister Franz v. Lenbach seine berühmte Galerie von Bildnissen des ehernen Königs um ein prächtiges Stück bereichert. Das Gemälde, das den Fürsten in der Uniform seiner Halbsäbater Kaiserzeit darstellt, bildele nicht zwei andern Werken den Hauptgewinn der Ausstellung, und wird sich bald in den Händen des glücklichen Gewinners befinden. Ebenso erhebt sich auf dem Wiener Zentraltriebsteck bereits das von Johann Scherpe geformte, für das Ehrengrab des Lichtes bestimmte Anzen-graber-Denkmal. Es hat die Form eines Bildhockes, an dem mit dem Ausdruck tiefsten Leidens eine junge Bauernbirtne leuchtet, in der Unken den Rosenkranz, die Rechte vor die Augen gepreßt, um die Thränen zu verbergen. Das Ganze wirkt poetisch und ergreifend. Freier gehen wir aus der großen Münchener Schau das erstere Gemälde „Verlassen“ von Professor Adolf Götlicher wieder. Ungemein passend hat der Künstler den verzehrenden Schmerz, die hoffnungslose Verzweiflung der um ihr Glück Betrübten zum Ausdruck gebracht.

Alljährlich findet Ende September auf dem Waken, einer weitgestreckten Ebene am rechten Neckarufer, das Cannstatter Volksfest statt, so nach der Stadt benannt, in deren Gemarkung der Waken liegt. In Wahrheit aber ist es ein allgemeines schwäbisches Volksfest (ähnlich dem Stroberfest in München), zu dem mehrere Tausende ungeheure Menschenmengen herbeiströmen, und ein besonders starkes Contingent stellt hierzu das mit seiner Vorstadt Weg bis zum linken Neckarufer reichende Stuttgart. In diesem Jahre nun erhielt das Cannstatter Volksfest einen besonderen Reiz durch den Radfahrer-Alimentoso am 28. September. Neben der Aufstellung der Radfahrer vor der prächtig geschmückten, zugleich als Ehrenpforte dienenden großen Tribüne veranschaulichte wir zwei durch geschmackvolle Anordnung hervorzuhebende Gruppen, hiervon besonders anziehend diejenige des Radfahrereins Stuttgart, die den Zug beschloß. Auf dem von vier Rädern getragenen, von Laub und Blumen umwundenen Radbassin erhob sich die Waise des Königs Wilhelm II. von Württemberg, und zu Füßen der schönen Mädchenstatue, welche die „Götter der Radfahrerkunst“ darstellte, gewohnte man eine zierliche, in Blumen gebettete Reine mit einem Miniaturrad.

Wie eine Umkehrung von Goethes „Nicker“ mutet uns der „Strandbräuer“ von V. Neuhoff an. Nicht die Nixe ist's, die den Jüngling in die Tiefe zieht, sondern ein lediger Nicker hat sich einer jungen Meerfrau bemächtigt und jucht die Sträubende an Land zu tragen.

Der Hopfenmarkt in Kärnten ist der bedeutendste in der ganzen Welt. Nach der alten Reichshof gelangt der getrocknete Hopfen in ungeheuren Quantitäten, um alsdann weiter seinen Weg nach allen Himmelsrichtungen zu nehmen. Der Pflanzenertrag von Kärnten aus beträgt an 13 Millionen Hilo in der Saison.

Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird hierdurch versetzt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Briefe und Sendungen nur zu die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.



→ Aus Zeit und Leben. ←



Im Verlag von J. Neumann in München erscheint eine Rahmung in der Größe von 45 Centimeter.

Aus der VII. Internationalen Kunstausstellung in München 1897: Fürst Bismarck. Nach dem Gemälde von Professor Franz von Lenbach.

Ueber Land und Meer. Photographien.

Aus unsern Abonnentenkreisen werden so zahlreiche Anfragen betreffs unserer Photographie-Vervielfältigungen an uns gerichtet (Anfragen, die unsre Ankündigung in Nummer und Heft 1 von „Ueber Land und Meer, Großfolio-Ausgabe“, wenn aufmerksam gelesen, eigentlich unnötig machen sollte), daß wir zu deren öffentlicher Beantwortung schreiben:

1. Unser Angebot erstreckt sich darauf, jede uns von Abonnenten eingesandte Original-Photographie in Visité-, Kabinet- oder sonstwelchem Format, Gruppenbilder in ganzer Figur, Anekdoten oder Brustbilder und ebensolche Einzelaufnahmen, in beliebig viel Duzenden in der Größe (6 cm breit \times 9 cm hoch) und Qualität unseres in Nummer und Heft 1 enthaltenen Probebildes zu vervielfältigen und elegant auf Karton gezogen (10,5 cm breit \times 16,5 cm hoch) zu liefern. Je besser die Original-Photographie, desto schöner fallen unsre Vervielfältigungen aus. Die eingesandten Original-Photographien werden bei Zufückung der bestellten Duzende dem Auftraggeber intakt zurückgegeben.
2. Die Herstellung nimmt ungefähr 14 Tage in Anspruch.
3. Mitglieder von Leserkreisen können wir als Abonnenten nicht betrachten und bitten diese, falls sie Photographien zu bestellen wünschen, auf unser Blatt zu abonnieren.
4. Jedes erste Duzend einer Photographie kostet 2 Mark 50 Pfennig. Weniger als je ein Duzend werden nicht angefertigt. Jedes weitere Duzend liefern wir mit nur 1 Mark 50 Pfennig. Es kostet also
 - 1 Duzend der Original-Photographie Nr. 1 = M. 2. 50 Pf.
 - 1 Duzend der Original-Photographie Nr. 2 = M. 2. 50 Pf.
 - 2 Duzend der Original-Photographie Nr. 1 = M. 4. — Pf.
 - 1 Duzend der Original-Photographie Nr. 2 = M. 2. 50 Pf.
 - 3 Duzend der Original-Photographie Nr. 1 = M. 5. 50 Pf.
 - 1 Duzend der Original-Photographie Nr. 2 = M. 2. 50 Pf.

u. f. w. u. f. w.

Weiteres beliebe man auf dem beiliegenden Bestellschein nachzulesen.

5. Die uns zur Vervielfältigung zugehenden Photographien müssen im Auftrag der Dargestellten selbst (oder der für sie zu handelnden Befugten) aufgenommen sein. § 7 des Gesetzes, betreffend den Schutz der Photographien gegen unbefugte Nachbildung, vom 10. Januar 1876 besagt: „Bei photographischen Bildnissen (Porträts) geht das Recht auch ohne Vertrag von selbst auf den Velleiter über.“
6. Die unterzeichnete Deutsche Verlags-Anstalt macht selbstverständlich von solchen bestellten Photographien keinen Gebrauch zu irgendwelchen geschäftlichen Zwecken.

Bis heute wurden bestellt von 289 Einsendern 459 Duzend

in Summa 5,508 Stück.

Stuttgart, den 14. Oktober 1897.
Verlags- und Druck-Anstalt.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Schach. (Prüfung von G. Schattopp.)

Aufgabe 1.
Von W. Schüren in Preuß.
Schach.



Weiße zieht an und legt mit dem König Zug nach.

Auflösung der Aufgabe 1:

20. 1. Dc8-g8
 2. 1. Le7xg8 (-e6, f7)
 20. 2. c3-e4 und 20. 1. Sd5-c3, b2-h3 matt.
- A.
2. 1. Ka1xg5
 2. 2. a3-a4
 2. 2. Kb1xc4, -a6, e6 (e8)
 20. 3. Dg8xg4, -a6, e8 matt.
- B.
2. 1. Le4-e2
 20. 2. b2-b3
 2. 2. Ka1xg5, La2xc3
 20. 3. Dg8-e4, xh3 matt.
- C.
2. 1. Le4-d5
 20. 2. Dg8xh3 m.

Schachbriefwechsel.

E. in Belgien. Zu Nr. 40 sind Sie nun zur letzten Ansicht gekommen, indem aber gegen 20-22 die entsprechende Stellung nicht. Falls Sie die ersten 2. Le4-d5; 10. Kd1-e3, und wenn nun 2. e6-e7; 10. Sd3-e4; 10. Td2 auf d4 ziehen. — In 41 führt 1. Sd3-e4 wegen Sg8xc6 oder Lh3xc6 nicht zum Ziel, da 2. Df7-g5 mit Schachbot auf e6 folgt, bis zummatte wird.

D. E. in Hamburg. Wenn 41 vor. verkehrt (mit Umstellung der Figuren) zu Ihrem Stellungsbild ist etwas nicht in Ordnung; der schwarze König hat bei f7-d4 gar keine Bewegung. Und wenn er ihm genommen wird, so kann unter Umständen 1. Sg8xc6 ebenfalls sofort gegeben.

Richtige Lösungen lauten somit: W. Weiß in 20; 2. S. in 9. (Schwarze Weisheiten) in 20, 40, 41; 20. 0. in 21. in 20; Dr. Th. Schach in Schachbauern in 41.

Litteratur.

Unter den vielen literarischen Gaben, die anlässlich der hundertjährigen Geburtsfeier Kaiser Wilhelms I. im Zuge gegeben worden sind, zeichnet sich durch vornehmen Charakter und blühenden Geist der im Verlage von Th. Köhler in München i. B. erschienene Sammelband des preussischen Bibliographens, nach amtlichem Material bearbeitet von Dr. G. Richter, gezeichnet und herausgegeben von Dr. F. Schöberl, aus. Das Sammelblatt, das die verschiedensten Vorarbeiten des preussischen Königshaus, bietet Sie sich unendlich nützlich machen lassen, zur Aufklärung bringt, leuchtet auf sorgfältigen literarischen Forschungen; durch seine Auslieferung in Reihenfolge von Tausenden gehalten es sich in einem Band- und Nummerband von imposanter Wirkung, der in jedem größeren Raum eine geeignete Stelle finden dürfte, namentlich in Schulen, Bibliotheken, Vereinsbibliotheken und so weiter.

Der Verlag von Georg Meiß in Heidelberg bietet eine Reihe Schachbücher von Heinrich Ganssleb, dem trefflichen Vollschriftsteller, in neuen Auflagen dar. Es sind die folgenden Bücher: „Aus meiner Jugendzeit“, „Aus trankten Tagen“ und „Dürrer Blätter“. Im Norden anderer Vaterlandes noch lange nicht so gekannt, wie er es verdient, gilt Ganssleb seinen hundertfachen Kundenkreis mit Recht als eine unermessliche Bereicherung von Zeit und Strafe, und wenn man sich auch nicht mit allem, was er unumwunden ausdrückt, einverstanden erklären mag, so muß doch jeder, der sich ein freies, von Parteilichkeit unbeeinträchtigt Urteil bewahrt hat, die christliche Gesinnung, den mannhaften Charakter und die Frische des Ausdrucks anerkennen. Zudem geben die Schriften des modernen Meisters, der seiner Gemeinde stets ein treuer Seelsorger und Berater war und ihr beständiges Vertrauen genoß, höchst schätzenswerte Beiträge zur Volkskunde.

Von Kaumanns berühmter „Naturgeschichte der Vögel Deutschlands“ sind die ausserordentlich „Wittelsbacher“ liegt in der neuen, von Dr. Karl A. G. Kunze herausgegebenen Bearbeitung nunmehr der fünfte Band vor, der die Tauben und Dohlerdohler, die Reiher, Walmigos und Eiderbe behandelt (Wien, Eugen Köhler). Wie bekannt, ist das gewaltige Werk, dem in der deutschen Literatur kein gleichartiges zur Seite steht, in der Bearbeitung, an der sich viele hervorragende Ornithologen beteiligt haben, nach dem modernen Stande der Wissenschaft ergänzt worden, ohne doch noch das Original in keiner ursprünglichen Eigenart beeinträchtigt werden wäre. Die vorliegende Ausstattung des neuen Bandes entspricht genau derjenigen der früheren Bände, und die vorzüglich ausgeführten Chromolithen, 31 an der Zahl, geben die Vögel unserer heimischen Fauna mit größter Genauigkeit im Schilde ihrer Farbe wieder.